

# Diakonie im reformierten Aargau

des 19. und des 20. Jahrhunderts

von Pfarrer Kurt Walti

## Inhaltsverzeichnis

1. Vorbemerkung	1
2. Einleitung	1
<b>3. Diakonie im Aargau des 19. Jhdts.</b>	<b>1</b>
3.1 Kulturgesellschaft	1
3.2 Johann Heinrich Pestalozzi	3
3.3 Heinrich Zschokke	3
3.4 Cäcilie Strauss	4
3.5 Diakonissenhäuser und Kongregationen	5
3.6 Rosina Urech	5
3.7 Pfr. Johann Rudolf Müller, der Weisse	6
3.8 Weitere diak. Werke des 19. Jhdts	7
<b>4. Diakonie im Aargau des 20. Jhdts</b>	<b>7</b>
<b>4.1 Werke aus privater Initiative</b>	<b>7</b>
4.1.1 Julie von Effinger	7
4.1.2 Pfr. Eduard Vischer	8
4.1.3 Dekan Samuel Holliger	8
4.1.4 Dekan Karl Schenkel	9
4.1.5 Max und Margarete Haar	10
4.1.6 Willy und Ruth Wüthrich	10
4.1.7 Pfr. Hermann und Maria Wintsch-Graf	11
<b>4.2 Werke mit Beteiligung der Synode</b>	<b>12</b>
4.2.1 Heimgarten Aarau und Brugg	12
4.2.2 Kriegs- und Nachkriegshilfe	12
4.2.3 Reformiertes Kinderheim, Brugg	13
4.2.4 Männerheim Satis, Seon	13
4.2.5 Stiftung Schürmatt, Zetzwil	13
4.2.6 Arbeitszentrum, Strengelbach	14
4.2.7 Fonds für a.o. diakonische Aufgaben	14
4.2.8 Stiftung „Hilfe für Mutter und Kind“	14
4.2.9 Arbeitslosigkeit	14
4.2.10 Asylbewerber	15
4.2.11 Drogenforum Aargau /Wohnhilfe	15

### **1. Vorbemerkung**

Die Theologische Kommission der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Aargau möchte Mitgliedern von kirchlichen Behörden und kirchlichen Mitarbeitern einen Überblick über die Entwicklung der Diakonie im Raum der eigenen Kirche verschaffen. Gerne versuche ich, einen solchen Überblick zu geben. Dabei stütze ich mich auf Biographien und Selbstbiographien verschiedener Beteiligter, auf die dreibändige Geschichte des Kantons Aargau von Halder, Stähelin und Gautschi, auf die Geschichte von Windisch von Max Baumann, auf Protokolle des Kirchenrates, auf Arbeiten von Katharina Harder-Wüthrich und Robert Zeller und auf eigene Erinnerungen. Es handelt sich also nicht um eine wissenschaftliche Arbeit, sondern um eine Einführung.

### **2. Einleitung**

Diakonie spielte in unserer Landeskirche seit ihrer Lösung von der Berner Kirche eine wichtige Rolle. Im 19. Jhd. war sie weitgehend die Sache beherzter Frauen und Männer, nicht der kirchlichen Institutionen. Seit der finanziellen (1905-1908) und der juristischen (1927-1931) Loslösung unserer Kirche vom Staat Aargau beruhten diakonische Unternehmen aber immer häufiger auf Beschlüssen der Synode und auf der Unterstützung durch die Kirchgemeinden. Das setzt natürlich die Verdienste der daran massgeblich beteiligten Menschen nicht herab. Aber diese Beobachtung führt dazu, dass im Folgenden die aargauische Diakonie des 19. Jhdts. eher anhand entsprechender Lebensbilder, diejenige der letzten drei Viertel des 20. Jhdts. in der Reihenfolge der Entstehung der Werke dargestellt wird.

## **3. Diakonie im Aargau des 19. Jahrhunderts**

### **3.1 Die Kulturgesellschaft, das fehlende Bindeglied zwischen Staat und Kirche**

Der junge Aargau stand 1803 vor enormen Aufgaben: Seine konfessionell unterschiedlichen Regionen mit unterschiedlichen Schul- Rechts- und Wirtschaftssystemen sollten zusammenfinden. Das bedingte vorerst die Lösung grundlegender struktureller Aufgaben: Strassenbau zur Anbindung der entfernteren Gebiete, Aufbau eines Postwesens bis ins hinterste Dorf, die Förderung und Vereinheitlichung der Schulen und der Lehrerbildung. Dies alles erforderte den vollen Einsatz des Kantons. Für soziale Anliegen blieb vorerst nichts übrig.

Aber auch die Kirche war zu ihrer Lösung weder bereit noch in der Lage: Noch stand die Bewahrung der Rechtgläubigkeit (Orthodoxie) im Vordergrund des Interesses. Aber auch in den pietistisch angehauchten Gemeinden im südlichen Berneraargau setzte die neue Frömmigkeit kaum diakonische Kräfte frei. Man beschränkte sich auf Verwandten- und Nachbarschaftshilfe. Darüber hinaus setzten sich zwar da und dort beherzte Pfarrfrauen ein, aber sehr oft auch nur dort, wo betroffenen Menschen nicht Selbstverschulden und Unwürdigkeit vorgehalten werden konnten.

Die Gemeinden erfüllten ihre Pflichten Verarmten und Hilfebedürftigen gegenüber oft nur widerwillig. Pflegekinder wurden bis weit in die zweite Hälfte des Jahrhunderts den Familien zugeteilt, die in der Mindersteigerung am wenigsten für Kost und Logis verlangten. In den Spitteln lebten Jung und Alt, Männer und Frauen oft in heillosen Verhältnissen. Pflegerinnen genossen deshalb einen zweifelhaften Ruf. Verarmten bezahlten die Gemeinden finanzielle Beihilfen für die Auswanderung als Wirtschaftsflüchtlinge. Die wachsende Zahl von Industriearbeitern ohne eigenen Grund und Boden trieb die Preise für die Grundnahrungsmittel in die Höhe. Davon profitierten aber nur die ganz wenigen Bauern, die mehr als den Eigenbedarf produzieren konnten, am meisten die Herren auf den Schlössern, die in der Regel doppelt soviel Ackerfläche bewirtschafteten wie ein ganzes Dorf.

Die Pfarrer hatten durch die Aufhebung der Bodenzinse in der Helvetik zwei schwere Jahre mit grossen Einkommenseinbussen hinter sich. Aber diese bittere Erfahrung öffnete wenigen die Augen für die weit verbreitete Not. Es gab kaum Versuche von der Kirche her, sie anzugehen, wohl aber eine Unterschriftensammlung unter den Geistlichen, wieder zu den alten Fleischtöpfen Berns zurückzukehren. Ausnahmen bestätigen die Regel: Bereits 1824 wenden sich die beiden Pfarrer Johannes Rohr und Albrecht Kaiserysen in zwei Denkschriften an den Regierungsrat, dem Missbrauch von Kindern in den

Fabriken einen Riegel zu schieben: "Es sei keine Seltenheit, Knaben und Mädchen unter den Fabrikkindern anzutreffen, die im Alter von 16 und 17 Jahren kaum die Grösse von Kindern von neun bis zehn Jahren erreichten. Ihre Gesichtsfarbe sei schlecht, die übermässige Anstrengung zehre alle Kräfte auf. Es wachse eine Menschenklasse heran, am Leib entartet, an Geist und Herz verstimmt". Pfr. Eduard Meyer von Lenzburg in Gebenstorf verlangt 1852 angesichts der Verhältnisse in der Spinnerei Kunz in Windisch staatlichen Schutz für die Arbeiter. Aber zu einem aargauischen Fabrik-Polizeigesetz kam es erst 1862. Es verbot, Kinder unter 13 Jahren regelmässig in Fabriken zu beschäftigen und begrenzte die tägliche Arbeitszeit für unter 16 Jährige auf 12 Stunden. Zu einem eidg. Fabrikgesetz kam es erst 1877. Seine Durchsetzung dauerte, so dass Pfr. Ami Pettermand, von 1882-1893 in Windisch, dem damaligen Hauptteilhaber der dortigen Spinnereien, Nationalrat Hans Wunderly-von Muralt einen geharnischten Brief schrieb: „Ziel und Zweck sollte doch nicht ausschliesslich der Nutzen des Geschäftsinhabers, sondern auch das leibliche und geistige Wohl der Arbeiter sein“.

Diese Situation des Unvermögens von Staat und Kirche, ein tragfähiges soziales Netz zu spannen, meinte wohl Heinrich Zschokke, wenn er 1811 angesichts des "fehlenden Bindegliedes zwischen Staat und Kirche" die „Gesellschaft für vaterländische Kultur“ gründete. Vaterländisch meinte nicht nationalistischen Patriotismus und Kultur nicht Kunstgenuss. Er wollte vielmehr „durch opferwilliges Zusammenstehen bessere Umstände erstreben“ und „Wege zur Selbsthilfe aufzeigen und erleichtern“. Später bildeten sich in fast allen aargauischen Bezirken solche Kulturgesellschaften, heute Gemeinnützige Gesellschaften genannt, früher oft unter der Leitung der entsprechenden Dekane. Wichtige Werke sind: 1812 die Gründung der „Zinstragenden Ersparniskasse für die Einwohner des Kantons Aargau“, die vor wenigen Jahren als Neue Aargauer Bank an eine Grossbank verschachert wurde.

1826 die Gründung des „Versicherungsvereins gegen Hagelschaden“

1819 die Gründung des „Bürgerlichen Lehrvereins“ mit den beiden Zielen, jungen Leuten ohne finanzielle Mittel für eine Mittel- oder Hochschulbildung eine berufsbegleitende Ausbildung zu ermöglichen und zugleich eine Elite des schweizerischen Liberalismus heranzubilden.

1836 die Gründung der „Lehr- und Erziehungsanstalt für taubstumme Knaben“, Vorläuferin des heutigen Landenhof in Untereentfelden.

1909 in vorbildlichem Zusammenwirken der Kulturgesellschaften von Brugg, Lenzburg und Kulm unter Leitung der jeweiligen reformierten Dekane die Eröffnung des Klosters Muri als aargauische Pflegeanstalt, die unter der Leitung der reformierten Verwalterfamilie Wernli 1934 bereits 468 Pflegebedürftige beherbergte

### **3.2 Johann Heinrich Pestalozzi (1746-1827)**

Pestalozzi hatte schon als Knabe die Not des Volkes im Pfarrhaus seines Grossvaters in Höngg kennen gelernt. Sein Lehrer Johann Jakob Bodmer öffnete ihm die Augen für die damalige gesellschaftliche Situation, in der wenige Familien in der Stadt das ganze Zürichbiet regierten und die einträglichen Verrichtungen weitgehend sich selber vorbehielten. So öffnete sich schon damals die Schere zwischen den wenigen Reichen und den vielen Mittellosen gefährlich weit.

Pestalozzi gehört hierher, weil er seine Kenntnisse aus der Ausbildung bei Musterlandwirt Johann Rudolf Tschiffeli (1716-1780) auf dem Kleehof in Kirchberg (BE) zuerst auf dem Birrfeld zum Wohl der Bevölkerung einsetzen wollte. Pfr. Fröhlich ermutigte ihn: "Wer das zustande brächte, diese Schafweide roden, dass sie Gras und Frucht einbrächte, dem könnte man ein Denkmal setzen, der hätte es verdient". Aber der Anbau von Klee, von Kartoffeln und Krapp-Pflanzungen für die Färbereiindustrie scheiterte zuerst an der damals noch dünnen Humusschicht über dem Kies am Nordostrand des Birrfeldes und später an den Kalkeinschlüssen in den Lehmböden am Fusse des Kestenberges, die noch im 20. Jahrhundert jede Pflugschar in kurzer Zeit erledigten. Pestalozzi verlegte sich auf die Aufnahme, Erziehung und Beschäftigung verwahrloster Kinder auf dem Neuhof. Seine mit dem Schulmeister Wüst vom Birrhard erarbeiteten Bildungsmethoden bewährten sich später auch bei den Kriegswaisen von Stans, in den Instituten von Burgdorf und Yverdon und nicht zuletzt in der Lehrerbildung. Das sture Auswendiglernen der Katechismusschulen ersetzte er dadurch, dass er die Kinder lehrte, genau hinzuschauen, das Gesehene mit Worten zu benennen und mit den so gebildeten Begriffen zu denken. Er erzog zur Einfachheit, zur Arbeit, zur gegenseitigen Hilfe und zur Sparsamkeit. Sein nach Siebenbürgen zurückgekehrter Schüler Pfr. Stephan Ludwig Roth fügte dieser Werteskala den Verzicht hinzu, zu dem

aber nur der religiöse Mensch fähig sei, der sich selber angenommen und gehalten wisse. Der katholische Feldprediger Johannes Döbeli aus Sarmentorf trug Pestalozzis Bildungsmethode bis in die Militärschulen von Santander in Spanien. Mit Döbeli, Pfarrer Ringold in Sarmentorf, dem reformierten Pfr. Schinz in Seengen und den beiden Damen Franziska von Hallwyl und ihrer Stiefschwester Leopoldine von Suttner bildete das Ehepaar Pestalozzi einen ersten ökumenischen Zirkel im Seetal.

### **3.3 Heinrich Zschokke (1771-1848)**

kannte aus persönlichem Erleben die Not eines elternlosen Knaben. Er stammte aus Magdeburg, wurde ordinerter Theologe und übernahm blutjung auf einer Schweizerreise die Leitung des Lehrerseminars im Schloss Reichenau GR. Der helvetische Umsturz führt ihn nach Aarau, wo er von der helvetischen Regierung als Kriegskommissar in der Innerschweiz, im Tessin und in Basel eingesetzt wurde. Dabei macht er es sich zum Prinzip, Lösungen gemeinsam mit den Betroffenen zu erarbeiten und ehemalige Feinde für eine Zusammenarbeit im gegenseitigen Interesse zu gewinnen.

Als aargauischer Kantonsförster verzichtet er angesichts der Situation der Tagelöhner und Kleinbauern auf ein Verbot des Weidganges für deren Schmalvieh im Wald. Als Vizepräsident des aargauischen Verfassungsrates tritt er unter Protest zurück, als damals schon fremdenfeindliche Töne die Täler erfüllen. Ihm war bewusst, dass ein all zu grosses Auseinanderklaffen der Einkommensschere allen Zusammenhalt im Volk tötet, ja, dass dort, wo der Kampf um die nackte Existenz den Menschen auffrisst, er sich eben um Bildung und Politik gar nicht mehr kümmern mag. Zschokke – Verfasser der meistgelesenen Andachtsbücher seiner Zeit- setzt sich intensiv ein zur Hebung der wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse, „so dass das Streben nach dem Guten sich entfalten, die Menschen sich als politisch mündig erweisen können“.

### **3.4 Cäcilie Strauss (1795-1858)**

war die einzige Tochter aus der zweiten Ehe des Verwalters der Staatsdomäne Königsfelden. Mit einer älteren Stiefschwester wuchs sie zu einer liebenswerten, eleganten jungen Dame heran. Die Mutter, eine Kieser aus Lenzburg, hatte das Institut Montmirail der Herrnhuter besucht und starb, als die Tochter 25 Jahre alt war. Gleichzeitig verlor der Vater einen beträchtlichen Teil seines Vermögens. Ein harter Schlag für eine Tochter, die als „gute Partie“ gegolten hatte, aber auch eine Chance: Cäcilie nahm ihr Leben in die eigenen Hände und eröffnete mit einer Freundin im Bernbiet ein eigenes Töchterinstitut. Nach deren Tod wurde sie 1831-1836 geschätzte Lehrerin in Lenzburg, was sie aber nicht auszufüllen vermochte. Sie zog sich ins Arzthaus ihrer Nichte in Reinach zurück und als deren Mann, Dr. Erismann, das Schloss Brestenberg erwarb und daraus eine Kuranstalt machte, bot sie ihre Mithilfe an mit den Worten: „Ich habe keine Kräfte zum Wirken und zum Leisten, habe auch kein Geld- ich habe nur ein treues Herz. Aber ein Herz, das in schweren Zeiten Kummer und Sorge teilt, ist auch etwas wert...“.

Sie übernahm den Posten der Gouvernante und war damit den jungen Frauen vorgesetzt, die in der Küche, der Lingerie, im Zimmerdienst und im Service mitarbeiteten. So lernte sie deren Nöte kennen: Mangelnde Kinderstube für einen freundlichen Umgang mit den Gästen, mangelnde Bildung für alle Stellen, die Lesen, Schreiben oder Rechnen erforderten. Zudem verhinderte eine mangelnde Persönlichkeitsbildung oft Zuverlässigkeit, Ausdauer, Vertrauen und Selbstvertrauen. Cäcilie Strauss möchte diesen jungen Menschen helfen, ihre Gaben zu entfalten, Verkrümmungen im Charakter schon gar nicht einschleifen zu lassen. Aber wie soll sie das an die Hand nehmen?

Cäcilie Strauss entschliesst sich zu einem Aufruf an die Frauen im Aargau. Sie darf ihr Projekt in den Dörfern vorstellen, wo sich Fünfrappenvereine bilden. Zwar verfügen die Männer über die Portemonnaies der Familie, aber die Frauen legen doch die Fünfrappenstücke beiseite, die ihnen durch die Hand gehen. In einer Mietwohnung in der Seenger Trotte kann 1851 mit zuerst sechs, dann acht Töchtern und einer Magd der Betrieb eröffnet werden. Da die Schülerinnen anschliessend eine Berufslehre machen sollen, die aber ohne Lehrgeld nicht zu haben ist, übernimmt der Friedberg, wie das Haus jetzt heisst, die Lingerie des Brestenberg und legt einen Teil des Erlöses auf individuellen Sparheften in Zschokkes Ersparniskasse an. Das erweckt Aufruhr: Den Frommen geht damit das Gottvertrauen zu Schanden, die von Marxens Manifest Beeindruckten sehen eine unerlaubte Stützung des Kapitalismus, die Sparsamen meinen, man würde mit dem Geld gescheiter mehr Schülerinnen aufnehmen. Cäcilie Strauss bleibt gelassen: Sie ehre das kindliche Vertrauen, das von der göttlichen Fügung jeden Tag sein Brot erwarte.

„Aber ich müsste Not und Mangel als Aufruf verstehen, die Verwaltung niederzulegen.“ Und: „Nur, wer etwas hat, lernt auch sparen“.

### **3.5 Diakonissenhäuser und Kongregationen**

Wie die junge Cäcilie Strauss war damals noch manche andere junge Frau es leid, im Elternhaus auf einen Gatten zu warten. Auf eigene Faust etwas zu unternehmen, war fast unmöglich, denn für jeden Rechtsakt brauchte die Frau den Beistand eines Mannes. Und obwohl gerade im Krankenwesen Notstand herrschte, getrauten sich hier des damit verbundenen schlechten Rufes wegen ehrbare Frauen kaum, einzugreifen. Wenigstens nicht alleine.

Es erstaunt darum nicht, dass gerade um die Mitte des 19. Jhdts innert weniger Jahre die meisten Diakonissenhäuser und die modernen Frauenkongregationen auf katholischer Seite gegründet wurden. Hunderte von jungen Frauen strömten diesen eigentlichen Emanzipationseinrichtungen der damaligen Zeit zu. Das Mutterhaus erlaubte das gemeinsame Wohnen, gemeinsam konnte man sich die nötigen Ausbildungen leisten, die Tracht gab Ansehen und schützte den Ruf, den freilich auch strenge Hausregeln aufrecht erhielten. Der Aufbau des Spitalwesens und der Primarschulen in unseren Kantonen in der zweiten Hälfte des 19. Jhdts wäre nicht denkbar ohne die Schwestern aus Bern, Bümpliz, Riehen, dem Ländli oder dem Neumünster mit Braunwald, aus Ingenbohl, Menzingen oder Baldegg. Noch in der Mitte des 20. Jhdts waren alle leitenden Stellen in den Spitälern von Ordensfrauen oder Diakonissen besetzt, dazu sehr viele in Erziehungs- und Pflegeheimen.

Als nach dem zweiten Weltkrieg erstmals viele Berufe so bezahlt wurden, dass man damit leben oder gar eine Familie erhalten konnte, verloren Diakonissen- und Ordenshäuser ihre emanzipatorische Bedeutung für die meisten jungen Frauen. Sie arbeiten jetzt als freie Schwestern, Lehrerinnen, Erzieherinnen, verheiratet oder unverheiratet. Das muss der Qualität ihres beruflichen Dienstes keinen Abbruch tun. Ob aber die in den Mutterhäusern gepflegten geistlichen und seelsorgerischen Aspekte der Arbeit erhalten bleiben und ob alle Frauen in diesen Diensten auch einen Ersatz für die geistliche Heimat in einer Kongregation gefunden haben?

### **3.6 Rosina Urech (1820-1898)**

war in Aarau als Tochter des Postverwalters Johann Rudolf Vögtlin aufgewachsen. Von ihren beiden älteren Brüdern war der eine Pfarrer in Bözen und Brugg und Vater der ersten schweizerischen Ärztin, Marie Heim-Vögtlin. Der andere war Gerichtspräsident in Brugg. Wohl durch ihn machte Rosina Vögtlin Bekanntschaft mit dem Zürcher Juristen und späteren Gerichtspräsidenten Johann David Rahn. Dieser war Mitglied der 1810 gegründeten Zürcher Hülfs-Gesellschaft, einem Pendant zur aargauischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Diese gründete 1847 die „Rettungsanstalt“ Friedheim in Bubikon für arme, verwaiste, aber auch für verwahrloste Knaben. Unerfülltes Ziel Rahns blieb die von ihm schon damals geforderte Schutzaufsicht für entlassenen Gefangene. 1853 stirbt Rahn erst 42-jährig nach zwölfjähriger kinderloser Ehe.

Mit diesen zürcher Erfahrungen kehrt Rosina Rahn-Vögtlin nach Brugg zurück. Ihr Blick ist dadurch geschärft für die damalige Situation im Aargau, wo man 1844 bei einer Wohnbevölkerung von ca. 120 000 einen Drittel Arme zählte. Davon lebte die Hälfte im eigenen Haushalt. Ein Drittel war bei Privatleuten untergebracht. 319 sind Lehrlinge bei Meistersleuten. Erkrankten arme Kinder ernsthaft, so bleibt nur die Unterkunft in einem örtlichen Spittel oder im ehemaligen Kloster Königsfelden, wo es 1863 vier verschiedene Abteilungen gibt: ein Spital, eine Irrenanstalt, ein Pflegeheim, eine Hebammenschule, aber keine separate Einrichtung für Kinder. Chefarzt Dr. med. Rudolf Urech klagt bei der Regierung, der Platzmangel lasse eine eigentliche Behandlung der Kranken gar nicht zu. Die Regierung erarbeitet ein Projekt für eine Doppelanstalt in Königsfelden mit 250 Betten für Irre und 200 Betten für andere Kranke. Im Grossen Rat können sich weder Aarauer noch Badener für ein Spital in Königsfelden erwärmen. Die Vorlage geht 1864 bachab.

Nun greift Rosina Rahn-Vögtlin ein. Sie setzt sich mit dem Chefarzt der Klinik und ihren beiden Brüdern zusammen. Die Notwendigkeit eines separaten Kinderspitals ist unbestritten. Aber dass eine Frau die Initiative ergreift, wird in der Öffentlichkeit nicht verstanden. Schon für die Miete einer Wohnung bei Maler Bäuerlein an der Bahnhofstrasse 18 braucht es einen männlichen Beistand. Dort wird am 19. Juli 1866 mit acht Patientlein das erste Kinderspital im Aargau eröffnet und es bleibt in Betrieb, bis 1947 die

Kinderklinik am Kantonsspital Aarau aufgeht und die Reformierte Landeskirche das Urech'sche Kinderspital Brugg als Reformiertes Kinderheim übernimmt. Rosina Vögtlin hatte inzwischen in zweiter Ehe den Chefarzt, Regierungs- und Nationalrat Johann Rudolf Urech geheiratet und aus seinem und ihrer beiden Stiefsöhne Erbe baute sie dann 1881 auf eigenes Risiko ein Spitalgebäude am Wildenrainweg für 12 Kinder.

### **3.7 Pfr. Johann Rudolf Müller (1824-1894)**

aus Hirschthal bildete an der Kantonsschule Aarau zusammen mit einem dunkelhaarigen Namensvetter und dem nachmaligen Bundesrat Emil Welti ein lebenslang verbundenes Freundestrio. Unser „weisser“ Müller erhielt 1853 die Pfarrstelle Densbüren, der „schwarze“ wurde Pfarrer in Ruppertschwil und kam durch seine Frau in die Lage, Unternehmen seines Namensvetters mitzufinanzieren.

Als Dorfpfarrer sorgte der Weisse anlässlich der Hungersnot von 1854 in für die zeitweilige Suppenabgabe an die notleidende Bevölkerung. Er sorgte für eine Rodungsbewilligung zur Vermehrung des Pflanzlandes und organisierte Saatgut. Mit dem Schinznacher Arzt Amsler gründete er die „Weinbaugesellschaft Aaretal“ zur Bekämpfung des Branntweinmissbrauches und legte im Densbüerer Lindenboden einen Musterrebbeg an. Erfolglos blieb er mit dem Vorschlag, die hablicheren Bauern sollten den Wein der ärmeren zur Verwertung mitübernehmen, weil kleine Erträge nur schwer absetzbar waren, Grossproduzenten aber die Preise mitbestimmen konnten.

Starken Einfluss nahm Pfr. Müller anlässlich einer aargauischen Schulgesetzrevision. Seine Forderung war: „Hauptsächliche Verwendung der Zeit des noch nicht arbeitsfähigen Kindes vom 6.-13. Lebensjahr für die Schule, ... dagegen möglichste Schonung des Familienlebens und der Volkswirtschaft im arbeitsfähigen Alter des Kindes vom 13. –15. Altersjahr.“ Dazu: „Anschluss einer Sekundarschule für alle diejenigen, welchen ihre sozialen Verhältnisse oder die Begabung ihrer Kinder es möglich machen.“

Damit erregte Müller die Aufmerksamkeit der Politik dermassen, dass ihn die Regierung mit Vorarbeiten zur Errichtung der Strafanstalt Lenzburg betraute und ihn zu deren erstem Direktor einsetzte. Als erster auf dem europäischen Kontinent setzte er die Berufsausbildung Gefangener in der Strafanstalt durch. Zu Spannungen kam es, weil sein Grundsatz nicht von allen geteilt wurde, dass das beste Mittel, aus einem Verbrecher einen Menschen zu machen, sei, ihn als Menschen zu behandeln. Aber bevor Müller Partner eines Seetaler Textilindustriellen in Norditalien, dann sein eigener Unternehmer wurde und später sich in Argentinien tatkräftig für die Rechte der Einwanderer einsetzte und schliesslich auf einer Expedition zur Ansiedlung schweizerischer Auswanderer im Chaco von Paraguay dem Fieber erlag, schenkte er Lenzburg noch zwei bedeutende Einrichtungen: Eine Gewerbeschule mit der Begründung: „Wenn der Handwerker in den Stand gesetzt werden will, die grosse Weltkonkurrenz auszuhalten, muss er ohne Aufhören an seiner geistigen und technischen Ausbildung fortarbeiten“. Und 1868 die heute noch bestehende Hypothekbank Lenzburg, weil ihm „sparen besser schien als betteln“. Zudem sollten „die Ersparnisse der Bevölkerung nicht auswandern, sondern auf den Boden zurückkehren, dem sie entwachsen sind „...Auch Kleinsparer sollten als Aktionäre das Unternehmen mittragen: „Die persönliche Beteiligung hat einen eben so grossen Wert als die blosser Geldbeteiligung . Wenn der Schuldner auch Einleger wird, so wird die Stellung beider zueinander dadurch eine andere.“

### **3.8 Weitere diakonische Werke des 19. Jhdts.**

Erwähnen muss man zum mindesten noch die drei „Rettungsanstalten“ für Knaben im Sennhof in Vordemwald, eröffnet im Jahr nach dem Tod des Gründers, Landwirt und Finanzmann Friedrich Däster 1898, diejenige in Effingen, gegründet von Elisabeth Meyer und diejenige auf Schloss Kasteln im Schenkenbergtal, gegründet vom Seidenfabrikanten Louis Schmutziger und dessen Bruder Fritz Schmutziger in Aarau in Zusammenarbeit mit den Zellerschen Anstalten im Schloss Beuggen, aus denen Louis Frau, Tabitha Zeller, stammte.

## **4. Diakonie im Aargau des 20. Jahrhunderts**

#### **4.1 Werke aus privater Initiative**

Auch im ersten Viertel des 20. Jhdts. hatte die reformierte Kirche im Aargau trotz der finanziellen Ausscheidung der Kirchengüter noch einen engen Spielraum. Erst die de jure Anerkennung der freien Kirche im freien Staat, von langer Hand von Bundesrat Emil Welti vorbereitet, in der revidierten Verfassung von 1927 gaben Synode und Kirchenrat die nötigen Kompetenzen für eigenes diakonisches Wirken. So geschah Diakonie bis 1930 immer noch vorwiegend auf private Initiative überzeugter Christinnen und Christen.

##### **4.1.1 Julie von Effinger, Wildegg (1837 - 1912)**

Schon als Vierjährige darf die Letzte aus dem Haus der Effinger von Wildegg mit Eltern und Schwester auf eine dreijährige Kunstreise. Nach ihrer Rückkehr spricht sie italienisch, französisch und englisch, muss sich aber das Deutsche neu erarbeiten. Liebend gerne hätte sie Architektur studiert, sich auch politisch betätigt. Noch lag beides ausserhalb des Tätigkeitsbereiches einer Frau. 1860 erfährt sie aus der Begegnung mit Missionar Hebich eine geistliche Wiedergeburt und eröffnet in Holderbank-Wildegg eine Sonntagschule, an der sie selber so eindrücklich unterrichtet, dass manche ein Leben lang davon zehren. Später öffnet sie ihr Haus für Zusammenkünfte des Blauen Kreuzes, an denen sie teilnimmt. Schwierige Erfahrungen mit einem alkoholkranken Pächter auf dem Landgut Kernenberg in Holderbank bewegten die Julie von Effinger vor ihrem Lebensende zu Überlegungen, wie dem Alkoholismus zu steuern wäre. Dem Vorstand des aargauischen Blauen Kreuzes kam zu Ohren, dass sie an Prophylaxe dachte mit der Errichtung einer alkoholfreien Gaststätte in Aarau. Im Blauen Kreuz war man aber überzeugt von der Notwendigkeit einer Heilstätte für bereits Erkrankte. So nahm man Verhandlungen auf, die nicht immer leicht zu führen waren.

Doch noch vor ihrem Tod errichtete sie die Stiftung Von Effinger und widmete ihr das Landgut Kernenberg als künftige Heilstätte für Alkoholranke sowie einen grossen Teil ihrer Wertschriften. Börsenturbulenzen vor Ausbruch des ersten Weltkrieges verminderten den Wert der Papiere beträchtlich, was die Errichtung der Anstalt aber bis 1914 hinauszögerte. Heute ist die Stiftung von Effinger nach wie vor Trägerin des Effingerhort auf dem Kernenberg, der demnächst erheblich ausgebaut werden soll, so dass auch Frauen mit langjähriger Suchtabhängigkeit aufgenommen werden können. Das Behandlungskonzept zielt auf den Aufbau einer klaren Tagesstruktur und umfasst Arbeitstherapie und psychotherapeutische Gespräche. - Seit den fünfziger Jahren plante die Zementfabrik Holderbank die Ausweitung ihrer Steinbrüche und kaufte zu diesem Zweck auch den Kernenberg. Der Erlös diente zur Mitfinanzierung der neuzeitlichen Suchtklinik Hasel in Gontenschwil, die seit den 70er Jahren jüngere Frauen und Männer aufnimmt, deren psychosomatische Persönlichkeitsstörungen vertieft bearbeitet werden. Als sich dann die Einstellung der Zementherstellung in Holderbank abzeichnete, kaufte man den Kernenberg von den Zementwerken zu einem günstigen Preis mit Hilfe der Landeskirche zurück. Später konnte die Von Effinger-Stiftung ihr Therapieangebot durch zwei selbsttragende Häuser in Aarau und Reinach erweitern, die den schwierigen Schritt zurück in die offene Gesellschaft vorbereiten und begleiten.

##### **4.1.2 Pfr. Eduard Vischer, Ruppenswil (1874-1946)**

trat 1900 seine Arbeit als Gemeindepfarrer in Ruppenswil an und führte sie ein Leben lang fort, bis er 1936 noch für sieben Jahre die Seelsorge am Kantonsspital Aarau übernahm. Sein Wirken als Gemeindepfarrer ist ein Beispiel für die enge Verbindung von Verkündigung, Seelsorge und Diakonie zu einer Zeit, als Kirchgemeinden noch über keine diakonischen Mitarbeiter verfügten. Für die Kinder im vorschulpflichtigen Alter gründete er einen der damals noch seltenen Kindergärten. Das war eine grosse Hilfe für jene Familien, in denen beide Elternteile in der Fabrik arbeiten mussten, um einen ausreichenden Lebensunterhalt zu erzielen. Den Kindergarten ergänzte er früh mit einer intensiv betreuten Sonntagschule. Nicht verborgen blieb ihm die Not der Alkoholgefährdeten. Das Blaue Kreuz bot Hilfe und Gemeinschaft. Zur Vorbeugung führte Pfr. Vischer eigenhändig die Zubereitung von Süssmost ein, der hierauf in grossen Teilen des Aargaus Volksgetränk wurde. Eine ausgedehnte seelsorgerische Korrespondenz galt in den Jahren des ersten Weltkrieges den von ihren Familien getrennten

Wehrmännern, die, noch ohne Lohnersatz, oft kaum wussten, wie sie ihren Verpflichtungen nachkommen konnten.

#### 4.1.3 Dekan Samuel Holliger, Gränichen ( 1897-1982)

stammte aus der damals bekannten Wirtschaft Holliger in Seengen. Ein halbes Jahrhundert lang diente er der Gemeinde Gränichen als Pfarrer, beschränkte seine Tätigkeit aber keineswegs auf das grosse Wynentaler Dorf. Nach den Pfarrern Eppler in Kulm und Preiswerk in Umiken übernahm er das Präsidium der aargauischen Pflegeanstalt in Muri und führte es tatkräftig bis in die Jahre des zweiten Weltkrieges hinein. Vermutlich war es diese Arbeit, die ihm die Augen öffnete für Menschen auf der Schattenseite des Lebens und zugleich für die Möglichkeit, in den Weiten des Murimooses ein Werk aufzubauen, das noch nicht pflegebedürftigen Männern am Rande der Gesellschaft Arbeitsmöglichkeiten, Lebensordnung und Heimat geben wollte, die aargauische Arbeitskolonie Murimoos.

Gleichzeitig setzte Dekan Holliger sich für die endliche Errichtung einer Schutzaufsicht für entlassene Gefangene ein, die zwar ihre Strafe verbüsst hatten, aber ohne Wegzehrung und ohne Vorbereitung auf ein neues Leben entlassen wurden. Einer dieser Entlassenen kam zu Fuss von Lenzburg bis nach Scherz, bis ihn der Hunger derart quälte, dass er in ein Bauernhaus einbrach, um sich zu verpflegen. Da der Bauer für die nachmittägliche Feldarbeit etwas vergessen hatte, kehrte er unerwartet ins Haus zurück, was mit seiner Ermordung endete. Dieses Ereignis bewegte die Bevölkerung derart, dass sich künftig auch Kirchgemeinden intensiv hinter die Werke Dekan Holligers stellten.

Seine fürsorgerischen Fähigkeiten nutzte auch Oberstdivisionär Eugen Bircher, der ihn im zweiten Weltkrieg kurzerhand zum Fürsorgechef seiner Division machte, obwohl Holliger offenbar nie Militärdienst geleistet hatte. Allerdings nahmen beide lange nicht Abstand von einer aus der Zeit des ersten Weltkrieges herrührenden Zuneigung zu Deutschland, was dazu führte, dass Samuel Holliger nach dem Krieg das Präsidium der Pflegeanstalt Muri abgeben musste, so dass der Einrichtung im ehemaligen Kloster künftig katholische Präsidenten vorstanden.

#### 4.1.4 Dekan Karl Schenkel, Staufberg (1895-1983)

stammte aus Lindau, wurde 1919 Pfarrer von Mogelsberg und kam 1932 auf den Staufberg, zu dem damals neben Staufeu auch Schafisheim und Niederlenz gehörten. Neben der weitverzweigten Gemeindefarbeit fand er die Kraft zu einem weit darüber hinaus reichenden Wirken: Beeindruckt vom Genozid an den Armeniern am Ende des ersten Weltkrieges stellte er sich dem Verein schweizerischer Armenierfreunde als Präsident zur Verfügung. Tatkräftig förderte er Waisenhäuser und Schulen für Kinder entkommener Armenier im Libanon. Zum Dank für seine unermüdliche Arbeit ernannte ihn 1968 der Katholikos der armenischen Kirche zum „Fürsten von Kilikien“.

Aber Karl Schenkel übersah über der Hilfe an die Fernen die Nöte der Nächsten nicht: In Montana kaufte er zu Beginn des zweiten Weltkrieges ein eben erst erbautes Sporthotel Bella-Lui und wandelte es in ein landeskirchliches Kurhaus um, zuerst vor allem gedacht für rekonvaleszente Tuberkulosekranke.

Während des Krieges sorgte er sich um die vielen Frauen auch von Bauern und Gewerbetreibenden, die während der Abwesenheit ihrer Männer im Militärdienst nicht nur ihre Familienpflichten erfüllen, sondern zudem ihrem Betrieb vorstehen oder der Erwerbsarbeit nachgehen mussten. Bei manchen ging das an die Grenzen der Belastungsfähigkeit. Karl Schenkel erwarb im Namen des Vereins für landeskirchliche Müttererholungsheime eine Hand voll Häuser vom Genfer- bis zum Bodensee, in denen diese Frauen neue Kraft schöpfen konnten. Als nach dem Krieg Pflegepersonal in den Spitälern knapp wurde, errichtete er eine Pflegevorschule, um schulentlassenen Töchtern den Weg zur Schwesternausbildung möglichst zu erleichtern. Lange bevor es sich die politischen Gemeinden zur Ehre anrechneten, für ihre Alten zeitgemässe Heime einzurichten, gründete Dekan Schenkel das Dekanatsaltersheim Seon, das später ins Altersheim für das untere Seetal in Seon eingegliedert wurde.

#### 4.1.5 Max und Margarete Haar

1969 errichtete Margarete Haar in Tennwil, eine erfolgreiche Textilkaufräufrau aus Leipzig und Braunschweig, zur Erfüllung eines Wunsches ihres vorverstorbenen Ehegatten Max Haar eine Stiftung, der sie ihr ganzes Vermögen widmete. Der Reformierte Kirchenrat ist Wahlbehörde des Stiftungsrates, der seither Jahr für Jahr erhebliche Mittel für „die Förderung christlicher Liebestätigkeit“ einsetzen kann

Die bisher unter Ziffer 4.1 erwähnten Pioniere der aargauischen Diakonie arbeiteten weitgehend aus eigener Initiative und in eigener Verantwortung. Allenfalls gründeten sie eigene Trägervereine oder wurden von schon bestehenden unterstützt. Noch ist das Werk zweier Ehepaare darzustellen, deren Wirken eindeutig in die zweite Hälfte des 20. Jhdts fällt, die aber im Verlauf ihrer Aufbauarbeit oder von Anfang an die Unterstützung der Landeskirche suchten und erhielten:

#### 4.1.6 Willy und Ruth Wüthrich, Seon

Willy Wüthrich, ein Baselbieter Bauernsohn, konnte seine Ausbildung im Missionsseminar Basel krankheitshalber nicht abschliessen, geschweige denn nach Übersee ausreisen. So wandte er sich der Fürsorge zu und kam 1955 zum Aargauischen Blauen Kreuz. In dieser Arbeit verstärkte sich sein Eindruck, dass viele Menschen aus Lebensangst in eine Krankheit flüchten und Haltlose den Schutz eines Kollektivs brauchen. Er erfuhr, dass manche Menschen zwischen den Anstalten mit ihren strengen Hausordnungen und einer Freiheit hin und herpendeln, der sie nicht gewachsen sind. Willy Wüthrich meinte, der Anschluss an eine tragfähige Familie könnte hier Abhilfe schaffen, aber solche Familien liessen sich kaum finden. Die eigene Hausmeisterin erlaubte nicht, zwei bis drei solcher Männer in Untermiete zu nehmen.

So hielt Willy Wüthrich Ausschau nach einer geeigneten Liegenschaft und fand sie im leerstehenden Säuberlihaus in Seon. Die mit der Landeskirche seit der Kirchenratstätigkeit von Direktor Armin Walti in gutem Kontakt stehende Bank in Reinach (heute Interregiobank) übernahm nicht nur den vollen Kaufpreis der Liegenschaft als Hypothek, sondern gewährte darüber hinaus noch einen ersten Betriebskredit. Das Haus füllte sich so rasch, dass der Heimleiter 1957 als Blaukreuzfürsorger zurücktrat. Aus der Grossfamilie mit den eigenen vier Kindern und 6–8 Männern wurde ein eigentlicher Heimbetrieb, der vor allem auch Ruth Wüthrich enorm forderte. Sie reinigte die Zimmer, während die Männer auswärts einer Arbeit nachgingen. Sie wusch die Kleider und kochte für alle. Den Abend verbrachten alle in der gemeinsamen Stube, in der Ruth Wüthrich bis spät in die Nacht bügelte und flickte. In den neun Zimmern des Säuberlihauses lebten zeitweise bis zu 25 Personen.

Ende 1958 konnte Willy Wüthrich zu diesem Haus hinzu das ehemalige Schweizerische Anti-Tuberkulose-Institut Seon von Dr. med. Bucher mieten, dessen Kürzel Satis Willy Wüthrich im Sinne des lateinischen „es ist genug“ beibehielt. 1960 kaufte er es mit Hilfe der schon genannten Bank, nachdem die Landeskirche das Patronat über das Werk übernommen hatte und ihm jährlich gegen öffentliche Rechnungsablage die Pfingstkollekte überwies. Das Werk wuchs und beherbergte zeitweise über 100 Männer. 1969 wurde es von seinem Gründer in eine Stiftung umgewandelt. Krisen und Tragödien blieben ihm nicht erspart, wie das angesichts der Klientel auch kaum anders zu erwarten war. Rezessionsphasen zwangen zur vermehrten Beschäftigung der Männer mit Heimarbeit, was zweimal zu Brandstiftungen führte. Ein Sexualmord führte das Werk 1970 in eine ernsthafte Krise, die auch die nicht unbegrenzte Belastungsfähigkeit des Heimleiters erschütterte. Die Heimleitung wurde ausgebaut, zusätzlich ein Psychologe angestellt, der in regelmässigen Gesprächen mit den aufgenommen Männern wesentlich zu ihrer Therapie beitrug. Nach 30 jähriger Tätigkeit traten Ruth und Willy Wüthrich anfangs 1986 im Alter von 60 Jahren von der Leitung ihres Werkes zurück.

#### 4.1.7 Pfr. Hermann Wintsch (1919-1984) und Maria Wintsch-Graf

Hermann Wintsch hatte schon während des Theologiestudiums auch Vorlesungen in Heilpädagogik und Psychologie belegt. Von 1946 – 1957 war er Pfarrer in der zürcherischen Gemeinde Egg, und übernahm anschliessend das Pfarramt in Oberkulm. Hier galt sein Augenmerk vor allem auch Behinderten, die trotz der guten Konjunkturlage keine sie befriedigende Tätigkeit fanden, geschweige denn ein ausreichendes Einkommen. Pfr. Hermann Wintsch liess sich zum Eidg. dipl. Ferggermeister ausbilden, um ihnen Heimarbeit vermitteln zu können. Pfarrfrau Maria Wintsch-Graf, eine patentierte Werklehrerin, sorgte für eine geregelte Ausgabe und Rücknahme der lastwagenweise angelieferten und abgeholt Materialien und Arbeiten

So war es nicht erstaunlich, dass der Kirchenrat 1962 Pfr. Hermann Wintsch holte, als es galt, die Vorarbeiten für die Inbetriebnahme der Schürmatt in Zetzwil für praktisch bildungsfähige Kinder an die Hand zu nehmen. Die Konzepte für die Betreuung und die Ausbildung waren weitgehend sein Werk. Aber damit sie ausgeführt werden konnten, mussten zuerst die nötigen Mitarbeiter geschult werden.

Lange vor der Eröffnung des Hauses schrieb Pfr. Wintsch Kurse aus, die rege besucht wurden. So erhielten Eltern und Verwandte, aber auch andere Interessenten vermehrte Kenntnisse über den richtigen Umgang mit Behinderten, zur geeigneten Förderung und über mögliche Arbeitseinsätze. Wintsch wurde Leiter der Schürmatt, in die am 5. Juli 1965 die ersten 12 von insgesamt bis zu 150 Kindern Aufnahme finden. Seine Frau wurde zum guten Geist des Kinderdorfes. Ihm gelang es innert weniger Jahre einen völligen Klimawechsel im öffentlichen Bewusstsein zu erzielen. Die Medien berichteten positiv über ein Gebiet, das vorher weitgehend tabu war und dem die Gesellschaft so hilflos gegenüber stand, dass verschämtes Verschweigen und Verstecken die Regel war. Im Elternverein sammelten sich selbstbewusste Eltern zur Selbsthilfe. Wintsch war es ein grosses Anliegen, dass auch ins Heim Eingetretene den Kontakt mit den Eltern behielten, sie und ihre Geschwister aber nicht über deren Grenzen hinaus belasteten. Auch die Kirche sollte ihren Beitrag zur Integration Behinderter leisten und sie künftig nicht mehr von der Konfirmation ausschliessen, weil sie den üblichen Religionsunterricht nicht besuchen konnten.

Die Synode hatte 1956 eine Motion von Pfr. Hans Schneider, Frick auf Schaffung eines Heimes für praktisch bildungsfähige Kinder einmütig überwiesen und fasste 1963 die entscheidenden Beschlüsse für den Bau des Kinderheimes Schürmatt. Doch bald stellte man auch die Frage, wie es denn mit den dort Geförderten nach der Erfüllung der Schulpflicht weiter gehen solle. Angesichts der langen Dauer der demokratischen Abläufe in der Synode wählte Hermann Wintsch für die Nachfolgeinstitution einen andern Weg: Er versicherte sich der Mithilfe Interessierter, wie des Fabrikanten Walter Franke in Aarburg oder des damaligen Chefs des KIGA, André Wullschleger, Unterentfelden. Von ihnen liess er sich die Kompetenz geben, im Konkurs der Strickwarenfabrik Strengelbach als Ersteigerer aufzutreten und die ehemaligen Fabrikations- und Kantinenräume in das erste Arbeitszentrum für Behinderte umzubauen. Behinderte mussten die Möglichkeit erhalten, dass ihre verbliebenen Fähigkeiten aufgespürt, geübt und entfaltet werden konnten. So konnten sie auf manchem Gebiet industrieller Produktion Leistungen erbringen, die durchaus mit denen nicht Behinderter vergleichbar waren, wenn nicht sogar ihnen überlegen. Behinderte sollten nach Möglichkeit in den Fabrikationsprozess eingegliedert werden können. Für Schwerstbehinderte musste es bei Beschäftigungsmöglichkeiten bleiben.

So kam es, dass das Arbeitszentrum für Behinderte in Strengelbach als Nachfolgeinstitution der Schürmatt noch vor dieser den Betrieb aufnehmen konnte. Nach dem Muster von Strengelbach kam es später zu weiteren regionalen Arbeitszentren und Wohnheimen im Aargau. Aber nicht nur bei deren Gründung sondern auch beim Start manches anderen Heimes in der Deutschschweiz war der Rat von Pfr. Hermann Wintsch gefragt und im Bundesamt für Sozialversicherungen verwies man gerne auf den in Behindertenfragen vorbildlich gewordenen Aargau. Pfr. Hermann Wintsch pflegte auch regen Erfahrungsaustausch mit Behinderteneinrichtungen im übrigen Westeuropa. Die medizinische Fakultät der Universität Basel ehrte ihn mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde.

## **4.2 Werke mit Beteiligung der Synode**

### **4.2.1 Heimgarten Aarau und Brugg**

Die Evangelische Frauenhilfe Aargau wurde von 1906-1950 von der Pfarrfrau Emma Schmutziger-Dietrich (1866-1954) aus der Minoritätsgemeinde Aarau präsiert. 1910 – 1931 stand sie auch dem Vorstand der Schweizerischen Evang. Frauenhilfe vor. Sie war die Tochter eines führenden württembergischen Altpietisten und ihr Mann, Pfr. Louis Reinhard Schmutziger, hatte als Präsident des Blauen Kreuzes Aargau die Verhandlungen mit Julie von Effinger geführt, die mit der Errichtung der Stiftung von Effinger endeten. - Im Auftrag der Evangelischen Frauenhilfe unterzeichnete Emma Schmutziger den Kauf des Hauses im Rombach, das dann bis 1977 das Mädchenheim Obstgarten beherbergte, seither ein Männerheim der Heilsarmee. Sie regte die Errichtung der Frauenkolonie Ottenbach an, gründete die Kinderkrippe Aarau und betrieb anfangs der dreissiger Jahre zusammen mit dem liberalen Pfarrer Hans Tanner, dem nachmaligen Kirchenratspräsidenten, die Errichtung eines Zufluchtshauses für Frauen in Aarau. Eben erst hatte die Reformierte Landeskirche ihre weitgehende rechtliche Unabhängigkeit vom Staat erlangt und schon hatte sich die Synode gleich mit Unterstützungsgesuchen für zwei diakonische Werke zu befassen: Die Weihnatskollekten der beiden

ersten dreissiger Jahre wurden von ihr zur Errichtung der Arbeitskolonie Murimooos und für den Heimgarten in Aarau bestimmt. Dieser gelangte später ins Eigentum der Landeskirche und soll heute mit der 1974 eröffneten Schwesterinstitution in Brugg zu einer Stiftung zusammengefasst werden. - Obwohl Emma Schmutziger in buchstäblichem Gehorsam gegenüber der Paulinischen Weisung nie in Gegenwart von Männern in einer öffentlichen Versammlung das Wort ergriff, setzte sie sich doch schon 1941 beim Kirchenrat für das kirchliche Frauenstimmrecht ein. Dieses Zeichen der Gleichstellung von Männern und Frauen in der Kirche machte bis zu seiner Verwirklichung 1961 eine ähnliche Leidensgeschichte durch, wie sie heute der Gleichstellung von Homosexuellen mit Heterosexuellen in der Kirche droht.

#### 4.2.2 Kriegs- und Nachkriegshilfe

Darüber orientiert das Buch „Sturmzeit“ von Alexandra Binnenkade aus dem Jahre 1999. Kritisch bemerkt sie, dass der Einsatz für Flüchtlinge einzelnen Pfarrern wie Kurt Rohr oder Emil Oelhafen überlassen blieb. Dabei ist zu beachten, dass der Kirchenrat sehr wohl Aufrufe für Sammlungen oder die Aufnahme von Flüchtlingskindern erliess, dabei aber sorgfältig darauf bedacht sein musste, dass ihm daraus keine zusätzliche Arbeit entstand. Er, Präsident, Kassier und Sekretär eingeschlossen, arbeitete ehrenamtlich, meist neben einem vollen Berufsum. So bat er die Pfarrämter, Kollekten direkt den gesamtschweizerischen kirchlichen Stellen zuzuleiten, ebenso Anmeldungen für Freiplätze. Das Fehlen von Akten bedeutet deshalb nicht automatisch Untätigkeit. Ganz anders wurde die Situation mit der Schaffung eines vollamtlichen Sekretariates im Herbst 1943 und dessen Besetzung mit Armin Byland. Auch darüber orientiert Binnenkade. Nach der reichen Obsternte von 1945 regte Dekan Schenkel an, Obst in die Hungergebiete zu senden. Das lehnte der Kirchenrat nach reiflicher Prüfung mit Hilfe des Stationsvorstandes von Baden ab, weil der rechtzeitige Transport angesichts der versehrten Transportanlagen im Ausland nicht zu garantieren war. Doch sammelte man neben Geld auch Kleider, Haushaltgeräte, Werkstattausrüstungen für Schuster und Schneider, die bis zum Weitertransport in Lagerhäusern in Koblenz und Windisch zwischengelagert und dort zu hilfreichen Sendungen zusammengestellt wurden. In vielen Pfarrhäusern verwandelten die Jugendgruppen Frischobst in Dörrobst, bis diese Arbeit zentral in der Holztrocknerei eines Bündner Unternehmens erledigt wurde. Später wurden alle aargauischen Aktivitäten in das gemeinsame Hilfswerk der evangelischen Kirchen der Schweiz (HEKS) eingebracht. - Diese Nachkriegshilfe, an der auch der damalige Badener Pfr. Rudolf Stückelberger, späterer Chefredaktor der LNN, massgeblich beteiligt war, verschaffte der Landeskirche wertvolle Kontakte bis nach Holland, Polen und Ungarn. Armin Byland beherbergte auf seine Kosten manche Gäste aus diesen Ländern und war 1956 massgeblich beteiligt an der Unterbringung und Arbeitsbeschaffung für ca. 1200 Ungarflüchtlinge im Aargau. Flüchtlinge aus Angola fanden in späteren Jahren Monate lang Unterkunft in der 1956 eröffneten Heimstätte auf dem Rügel.

#### 4.2.3 Reformiertes Kinderheim Brugg

Nach der Eröffnung der Kinderklinik am Kantonsspital Aarau wandelten sich Auftrag und Trägerschaft des Urech'schen Kinderpitals in Brugg. 1949 beschloss die Synode die Übernahme der Trägerschaft durch die Landeskirche. (Siehe dazu 3.6 Rosina Urech)

#### 4.2.4 Männerheim Satis, Seon

1958 beschloss die Synode nach einem Vortrag von Willy Wüthrich, das Patronat über sein Männerheim zu übernehmen und diesem jährlich den Ertrag der Pfingstkollekte zukommen zu lassen. 1969 errichtete Willy Wüthrich aus seinem Werk eine Stiftung mit dem reformierten Kirchenrat als Wahlbehörde für den Stiftungsrat und dem Regierungsrat als Aufsichtsbehörde.

#### 4.2.5 Stiftung Schürmatt, Zetzwil

1956 überwies die Synode einmütig die Motion Pfr. Hans Schneider, Frick, mit dem Auftrag, der Kirchenrat möge als Ergänzung zum Schloss Biberstein für noch schulbildungsfähige Kinder die Errichtung eines Heimes für nur mehr praktisch bildungsfähige Kinder prüfen. Die vom Kirchenrat eingesetzte Kommission sah keine Möglichkeit, aus Mitteln der Landeskirche ein Heim zu errichten, das das Bedürfnis auch nur annähernd hätte abdecken können. Erst nach Errichtung der Eidg. Invalidenversicherung 1960 ergriff Armin Byland erneut die Initiative, um der Motion Schneider zu entsprechen. Der Kirchenrat beurlaubte anfangs April bis Ende September 1960 Pfr. Kurt Walti,

Densbüren, für die nötigen Vorarbeiten. Die Synode erteilte dem Kirchenrat bereits im Juni die Kompetenz, Landverhandlungen zu führen und für die Erschliessungsarbeiten Offerten einzuholen. Mitte August beschloss der Kirchenrat, der Synode den Kauf der Schürmatt mit über 5,5 Hektaren zum Preis von Fr. 160 000.-- zu beantragen. Eine Planungskommission unter der Leitung von Armin Byland erarbeitete das Raumprogramm für die Wohnungen, die Ausbildungs- und Wirtschaftsräume und eröffnete einen Architektenwettbewerb. Am 15. Mai 1963 beschloss die Synode, für den Bau und den Betrieb eines Heimes für praktisch-bildungsfähige Kinder eine Stiftung zu errichten und einen Gründungsbeitrag von höchstens Fr. 1,6 Mio. zu leisten, sowie jährliche Betriebsbeiträge. Im Sommer 1965 konnten die ersten Kinder aufgenommen werden. Die Baukommission und dann den Stiftungsrat präsidierte bis 1989 Pfr. Kurt Walti. Finanzverwalter Hans Brack, Niederlenz, besorgte bis zur Eröffnung das gesamte Rechnungswesen und einen grossen Teil der Spendenbeschaffung. Sein Meisterwerk war wohl die Erarbeitung eines genauen Budgets für das erste Betriebsjahr.

#### 4.2.6 Arbeitszentrum Strengelbach

Dieses entstand auf Initiative von Pfr. Hermann Wintsch (siehe 4.1.7). Die Synode überwies dieser Nachfolgeinstitution den Überschuss der Baukostenabrechnung der Schürmatt und hernach 1977 wiederum einen Beitrag an Ausbaurkosten von Fr. 200 000. - .

#### 4.2.7 Fonds für ausserordentliche diakonische Aufgaben

1975 beschloss Kirchenrat und Synode auf Antrag von Finanzverwalter Hans Brack, aus Überschüssen der Kirchenrechnung einen Fonds für ausserordentliche diakonische Aufgaben zu schaffen. Man dachte damals bereits an sich abzeichnende Aufgaben auf den Gebieten der Drogenprophylaxe und der Arbeitslosigkeit.

#### 4.2.8 Stiftung „Hilfe für Mutter und Kind“

Erste Diskussionen um die Freigabe der Abtreibung und die Ablehnung der Fristenlösung im Herbst 1977 erforderten auch eine Stellungnahme der Kirche. Sollten die betroffenen Frauen einen verantwortungsbewussten Entscheid treffen können, so bedurften sie auch spürbarer materieller Mithilfe für den Fall, dass sie sich dazu entschieden, ihr Kind zu behalten. Deswegen errichtete die Synode 1978 die Stiftung für Mutter und Kind, deren Mittel heute aber allen Alleinerziehenden zukommen können.

#### 4.2.9 Arbeitslosigkeit

Mitte der 70er Jahre erlitt die seit dem zweiten Weltkrieg anhaltende wirtschaftliche Hochkonjunktur erste Einbrüche. Vor allem junge Menschen wurden damals arbeitslos oder fanden keine Lehrstelle. In Zusammenarbeit mit dem Delegierten des Regierungsrates für Arbeitslosenfragen, Walter Francke, Großrat und Fabrikant in Aarburg, dessen Vater schon Pfr. Paul Vogt in solchen Fragen in den dreissiger Jahren beigegeben hatte, schuf die Landeskirche zuerst in Brugg ein Zentrum für jugendliche Arbeitslose, dann zusammen mit der katholischen Landeskirche regionale Beratungsstellen im Fricktal, Freiamt, in Baden und Aarau, die heute vom Verein LOS getragen werden. Wesentliche Beiträge zu dieser Problematik leistete die Stiftung Haar durch Beiträge zum Ankauf von Unterkünften für die Stollenwerkstatt in Aarau und für die Schwesterinstitution in Aarburg, ganz besonders aber durch ihre Mitwirkung an der Stiftung Arbeitsplatz Schweiz, die in den 90er Jahren weit über 1000 Arbeitsplätze in finanziell bedrängten KMUs rettete. Initiativen zur Auftragsvermittlung wurden vom HEKS LernWerk fortgeführt.

#### 4.2.10 Asylbewerber

Seit der Eingliederung von ca. 1200 ungarischen Flüchtlingen im Aargau 1956 führte der Sekretär des reformierten Kirchenrates auch das Sekretariat des aarg. Patronatskomitees der Schweizerischen Flüchtlingshilfe. Deswegen wandten sich 1983 der Chef der damaligen Fremdenpolizei, Hans Müller und der Chef des Kantonalen Sozialdienstes, Dr. Heinrich Richner an Pfr. Kurt Walti mit der Bitte um Mithilfe, da die Zahl der Asylbewerber in verschiedenen Kantonen derart angestiegen war, dass auch der Aargau einen Teil von ihnen übernehmen musste. Die im Aargau tätigen Hilfswerke machten ihre Mitarbeit von einem Konzept abhängig, da sie ihren Ruf als Flüchtlingsbetreuer nicht gefährden wollten.

Anschliessend stimmte auch der Regierungsrat dem Konzept zur Führung eines Zentrums für Asylbewerber zu und bewilligte einen ersten Kredit von Fr. 300 000.- HEKS erklärte sich bereit, dieses Zentrum im ausserhalb von Brugg neu erstellten Kirchgemeindehaus Centro der kath. Kirchgemeinde Brugg zu führen. Später kamen weitere Zentren in Baden und Aarau dazu. Vorgesehen waren Aufenthalte von höchstens sechs Monaten in den Zentren, um die Eigenverantwortung nicht zu ersticken, möglichst rasche Arbeitsaufnahme, Selbstbesorgung von Küche und Haushalt, Vermittlung von Deutschkenntnissen und Einführung in Einkaufs- und Lebensgewohnheiten. 1985 gab es in der Schweiz 20 000 Asylbewerber. Waren anfangs der 80er Jahre aus Indochina Einreisende noch fast ausnahmslos als Flüchtlinge anerkannt worden, so jetzt noch 10-12 %. Die spannungsreiche Situation zwang den Kirchenrat auch zu Überlegungen zum Kirchenasyl. Er stützte sich auf ein Gutachten, das der Zürcher Kirchenrat anlässlich der Jugendunruhen von 1981 hatte erstellen lassen und hielt fest, dass die örtlichen Kirchenpflegen die Verantwortung trügen und Kirchenräume nur im Rahmen des Rechtsstaates öffnen sollen. Ziel müsse immer sein, das Gespräch mit den Behörden wieder aufzunehmen. Dazu würde der Kirchenrat seine Hilfe anbieten. Noch in der zweiten Hälfte 1985 stieg die Zahl der Asylbewerber derart an, dass die Regierung eine Verteilung auf die Gemeinden nach dem Schlüssel: „einen Asylbewerber auf 400 Einwohner“ vorsehen musste. In dieser Sache besass aber der eingesetzte Arbeitsausschuss von Frepo, Sozialdienst und Hilfswerken unter der Leitung von Pfr. Kurt Walti keine Kompetenzen, so dass ihn die Regierung mit dem besten Dank entliess und dem Sozialdienst die Verantwortung für die Unterbringung der Asylbewerber übertrug. Damit war der Einsatz der Kirchen in dieser Frage aber nicht beendet: Im Herbst 1986 baten sie die Kirchgemeinden, zu prüfen, ob sie nicht bei der Beschaffung von Unterkünften für Familien behilflich sein könnten und unterstützten finanziell die Eröffnung von juristischen Beratungsstellen, um ein rechtsstaatliches Verfahren zu gewährleisten. Die Kirchen nahmen auch mit eher geringem Erfolg das Gespräch mit aargauischen Grossräten und mit den Vertretern des Standes in Bern auf. 1991 erreichte die Zahl der Asylbewerber einen erneuten Höhepunkt, was mehr oder weniger gezielt für den Wahlkampf ausgenutzt wurde. 1993 kündigte der Regierungsrat den Vertrag mit dem HEKS über die Führung des Centro in Lauffohr. Ein Schweizer Demokrat forderte im Grossen Rat nichts weniger als die völlige Trennung von Kirche und Staat, was der Rat im Frühjahr 1994 aber mit grossem Mehr gegen wenige Stimmen ablehnte. (K. Walti, Asylbewerber im Aargau 1983-1992)

#### 4.2.11 Drogenforum Aargau und Wohnhilfe

Lange zögerte der Kanton, sich ernsthaft mit der Drogenfrage zu befassen. Die Kirchen hatten das Problem kommen sehen, wollten sich aber eigentlich mittels des Fonds für a.o.diakonische Aufgaben auf die Prophylaxe beschränken. Aber es kam anders: Mangels Plätzen für Entzugswillige sahen sich die beiden grossen Landeskirchen, die dafür 1987 das Drogenforum Aargau gegründet hatten, genötigt, auch hier Schrittmacherdienste zu leisten. Die Stadt Aarau stellte ein Haus an der Erlinsbacherstrasse dafür zur Verfügung. 1992 kam es im kleinen Dorf Elfingen zur Eröffnung einer Station für Leute, die mit Hilfe von Methadon den Folgen ihrer Sucht entgehen wollten. Der Inhaber der 1987 geschaffenen Stelle eines Diakoniebeauftragten bei der Landeskirche, Robert Zeller, setzte sich mit Herzblut dafür ein. Er stiess auch auf die ungelöste Wohnungsfrage, die vielen Benachteiligten schwer zu schaffen machte. So kam es zur Wohnhilfe Aargau und 1991 zum Ankauf einiger Wohnungen in Lenzburg mit Hilfe der Synode. Alle diakonischen Unternehmungen im reformierten Aargau lassen sich kaum lückenlos aufzählen. Nur beispielhaft erwähnt seien noch die von Robert Zeller ins Leben gerufene Berghilfe durch Arbeitsgruppen aus den Kirchgemeinden für Alpsäuberungen und Wegbau, die Unterstützung der Gründung des Frauenhauses Aargau, indem der Heimgarten Brugg für den Start 1983 die nicht benötigte Heimleiterwohnung zur Verfügung stellte oder die Erfindung der später überall eingeführten Kinderkleiderbörsen in der Kirchgemeinde Birr um 1967. Wie lange schon der Fonds für Ferienhilfe der Landeskirche besteht, liess sich nicht ausmachen. Einer Initiative der Eglise française en Argovie von 1997 entsprang die Aktion „Cartons du coeur“, die heute jährlich 25 Tonnen Lebensmittel an Menschen vermittelt, die von der neuen Armut betroffen sind.

Ist damit alles zum besten bestellt? Wie viele diakonische Unternehmungen würden überflüssig, wenn es gelänge, die Ursachen der Nöte zu beheben? Die Kirche wird beides im Auge behalten müssen: Not zu sehen und sie mit den vorhandenen Mitteln (wenigen Broten und Fischen) getrost anzugehen, aber auch nach den Ursachen zu fragen und den Verantwortlichen unbekümmert um die Reaktionen so lange in den

Ohren zu liegen, bis sich die Verhältnisse ändern. Sachkenntnis ist wichtig. Aber darüber verfügen andere oft mehr als die Kirche. Ihre Aufgabe ist es, immer wieder auf das Recht und die Gerechtigkeit zu verweisen und wie die Esel an der Expo 02 unaufhörlich ihre Stimme zu Gunsten der Benachteiligten zu erheben.

*Unterefelden, 14. November 2002 Kurt Walti*